

einer solchen Anverwandlung möglichen „reduktionistischen Tendenzen“, S. 207⁴) des extra nos unter dem Gesichtspunkt religiöser Erfahrung.¹

Insofern aber zeigt die vorliegende Arbeit über das in ihr Erreichte hinaus, wieviel in der Tat noch im Blick auf eine angemessene theologische Betrachtung musikalischer Gestalten zu tun bleibt.

Bonn

G. A. Krieg

Rudolf Lenz (Hrsg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, Band 3, Marburg (Schwarz-Verlag) 1984. 460 S., geb., DM 110.—.

Der Sammelband geht zurück auf das vom 28. bis zum 31. März 1983 durchgeführte „Dritte(s) Marburger Personalschriftensymposium. Forschungsgegenstand Leichenpredigten. Eine internationale Fachkonferenz der Deutschen Forschungsgemeinschaft“. Die Abfolge der einzelnen Beiträge entspricht dem Verlauf der Tagung, wobei jeweils mehrere Referate zu folgenden Arbeitsbereichen zusammengefaßt sind: „Sterben und Tod im Mittelalter“ (1–53), „Mentalität-Ideologie-Realität“ (55–122), „Bildungsgeschichte“ (123–196), „Sozialgeschichte des Sterbens“ (197–290), „Endphase der Leichenpredigt“ (291–334) und „Bestandsaufnahme“ (335–374). Zu jedem der genannten Arbeitsbereiche ist eine Zusammenfassung der Diskussion, die im Anschluß an die Referate stattfand, abgedruckt. Der Band enthält ferner Berichte über zwei Veranstaltungen anläßlich des Symposiums: das öffentliche Konzert „Sterben und Tod in der Musik des Barock und der Gegenwart“ und die Ausstellung „Ornamenta mortis“. Den meisten Einzelbeiträgen sind „Bibliographische Hinweise“ beigegeben, den Beschluß des Buches bildet ein Personenregister.

Der Arbeitsbereich „Sterben und Tod im Mittelalter“ wird eröffnet durch den Beitrag „Mortis non vulgares – Ungewöhnliche Todesarten und die ‚Historia Karoli Magni‘ des Pseudo-Turpin“ von Paul Gerhard Schmidt (S. 3–16). Nach einleitenden Bemerkungen über die Gattungsgeschichte der mittellateinischen poetischen Grabinschrift wendet der Verf. sich der literarischen Tradition der Darstellung ungewöhnlicher Todesfälle zu. Diese Tradition war in der heidnischen Literatur der Antike heimisch, wurde aber auch vom Christentum rezipiert. So zeichnete man etwa die letzten Worte der Märtyrer und ihre zumeist ungewöhnlichen Todesarten, aber auch abschreckende Tode, die Christenverfolger als Strafe Gottes erlitten, auf. Vor dem Hintergrund dieser Tradition analysiert Schmidt sodann die um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandene „Historia Karoli Magni“ und fragt nach der dieses Werk bestimmenden Einstellung zum Tod. An einer Fülle von anschaulichen Einzelbeispielen wird gezeigt, daß die Beschreibung von Sterben und Tod in der „Historia“ fast immer „der Bekräftigung einer Glaubenslehre (dient)“ (S. 11). Der Tod „hat Zeichencharakter und weist über sich selbst hinaus“ (ebd.). Das gilt in besonderer Weise vom jähen bösen Tod, der als Strafe Gottes für ein sündiges Leben und als sicheres Anzeichen ewiger Pein verstanden ist.

Das zweite Referat des ersten Arbeitsbereiches von Alexander Sideras trägt den Titel „Byzantinische Leichenreden. Bestand, Prosopographie, zeitliche und räumliche Distribution, literarische Form und Quellenwert“ (S. 17–49). Der Verf. gibt einen informa-

¹ Dieses Nicht-Zuende-Denken jenes Grundproblems der neueren kirchenmusikalischen Entwicklung führt die Autorin auch zu einer eigentümlichen hermeneutischen Inkonsequenz: Insofern sie einerseits – aus der Bejahung subjektiver Anverwandlung des Passionsgeschehens – nicht nur dem Passionsverständnis der lutherischen Orthodoxie zustimmend gegenübersteht (S. 86), sondern sich auch um ein geschichtliches Verstehen der Brockes-Passion in ihrer so „emotionalen“ Geisteshaltung bemüht, in kritischer Abgrenzung von einer Deutung des Passionsverständnisses als einer „Verfallsgeschichte“ (S. 119 ff.), umgekehrt aber diesem Schema am Ende doch wieder zu erliegen droht (vgl. S. 214 f.).

tiven Überblick über die Gattungsmerkmale der byzantinischen Leichenrede (Bezug auf einen aktuellen Todesfall, der Verstorbene als Adressat der Rede, die Klage über den Tod als Hauptinhalt), ihren Bestand (ca. 135 erhaltene Texte), ihre Verfasser (in der Regel rhetorisch gebildete Männer), ihre Adressaten (Kirchenfürsten und Könige meist männlichen Geschlechts) sowie über ihre zeitliche (v.a. 13. bis 15. Jahrhundert) und räumliche (überwiegend Konstantinopel) Distribution. Einer kurzen Beschreibung der literarischen Form folgt eine abschließende positive Beurteilung des Quellenwertes der Leichenreden für die Kenntnis der byzantinischen Geschichte.

Der zweite Arbeitsbereich „*Mentalität-Ideologie-Realität*“ wird eingeleitet durch den Beitrag „*Frauen in den Leichenpredigten des 16. und 17. Jahrhunderts*“ von Heide Wunder (S. 57–68). Die Verf. sucht in den Personalien einer größeren Anzahl von Leichenpredigten nach Aspekten von Frauenleben in der Frühen Neuzeit und vergleicht die Behandlung von Männern und Frauen in diesen Dokumenten. Dabei macht Wunder zwar verschiedene frauenspezifische Beobachtungen, kommt aber zu dem Schluß, daß die Leichenpredigten in besonderer Weise auf die Familie als geschlechtsübergreifende Kategorie bezogen sind und daß somit zunächst nach dem Familienbewußtsein in der Frühen Neuzeit zu fragen ist, um zutreffende Aussagen über die damalige Stellung der Frau machen zu können.

Das folgende Referat von Alain Croix mit dem Titel „*Des Testaments Français aux Leichenpredigten: Quand le sériel s'empare du culturel*“ (S. 69–96) ist in französischer Sprache gehalten und streckenweise außerordentlich schwer verständlich, was wohl auf die nicht immer eindeutige Terminologie zurückzuführen ist (vgl. die Diskussion zu diesem Arbeitsbereich). Der Verf. setzt sich mit methodologischen Problemen der französischen Geschichtsforschung, näherhin der „histoire des mentalités“ auseinander. Im Blick auf die Benutzung von Leichenpredigten als Quellen historischer Wissenschaft optiert er gegen ihren isolierten Gebrauch. Vielmehr sei es unumgänglich, sie in Verbindung mit anderen Quellen zu interpretieren, um zu einer angemessenen Geschichtsschau zu gelangen.

Der abschließende Beitrag des zweiten Arbeitsbereiches von Ines Elisabeth Kloeke trägt den Titel „*Das Kind in der Leichenpredigt*“ (S. 97–119). Die Verf. fragt zunächst nach dem Kind als „Empfänger“ einer Leichenpredigt. Das diesbezügliche Quellenmaterial ist vergleichsweise spärlich, weist jedoch eine Besonderheit auf: Die wenigen vorhandenen Predigten auf verstorbene Kinder lassen eine überaus reiche und interessante Todesmetaphorik erkennen. Die Bilder, die alle die besonders große Nähe des verstorbenen Kindes zu Gott betonen, haben seelsorgerliche Funktion im Blick auf die trauernden Eltern. Im folgenden untersucht die Verf. die in Leichenpredigten für im Erwachsenenalter Verstorbene erzählten Kindheitserlebnisse und beobachtet, daß besonders solche aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in den Personalteilen der Leichenpredigten Erwähnung finden. Die abschließende Frage gilt der Situation der verwaisten Kinder im Spiegel der Leichenpredigten.

Die dritte Sektion „*Bildungsgeschichte*“ wird durch das allgemeine Referat „*Gymnasial- und Hochschulwesen der Frühen Neuzeit in personalgeschichtlicher Sicht. Forschungsstand – Methodische Probleme – Quellen*“ von Rainer A. Müller eröffnet (S. 125–138). In einem zweiten Beitrag „*Leichenpredigten und Bildungsverhalten. Einige Aspekte des Bildungsverhaltens ausgewählter sozialer Gruppen*“ (139–162) untersucht Ralf Berg Leichenpredigten auf ihren Quellenwert für die Sozialgeschichte der Universitäten. Im einzelnen fragt er nach Anzahl und Studienverhalten von Studenten aus Adels-, Handwerker-, Bauern-, Kaufmann- und Pfarrfamilien.

Das letzte Referat des dritten Arbeitsbereiches „*Marburger Universitätslehrer im Spiegel der Trauerschriften*“ (S. 163–192) wurde gehalten von Uwe Bredehorn. Die sehr detaillierten Untersuchungen von Marburger Trauerschriften aus dem inner- und außeruniversitären Bereich von 1527 bis 1800 führen zu dem Ergebnis, daß sich im Laufe der Universitätsgeschichte hochschulspezifische Formen von Trauerliteratur entwickelt haben.

Für den Theologen ist der vierte Arbeitsbereich „*Sozialgeschichte des Sterbens*“ von

besonderem Interesse, da hier auch interessante Beobachtungen zur Frömmigkeitsgeschichte gemacht werden.

Der erste Beitrag von *Werner Friedrich Kümmel* trägt den Titel „*Der sanfte und selige Tod. Verklärung und Wirklichkeit des Sterbens im Spiegel lutherischer Leichenpredigten des 16. bis 18. Jahrhunderts*“ (S. 199–226). Zwar ist bekannt, daß die Leichenpredigten in ihrer konfessionell-lutherischen, vor allem aber in ihrer sozialen Begrenztheit (Adel, bürgerliche Oberschicht) zunehmend die Funktion der Selbstdarstellung für die Familie des Verstorbenen hatten, doch ist festzuhalten, daß es sich immer auch um Erbauungsliteratur mit paränetischer Absicht handelte: am Beispiel des Verstorbenen wurde das rechte christliche Sterben gelehrt. So erklärt es sich, daß in den Personalteilen vieler Leichenpredigten gleichsam ein idealtypischer Ablauf des Sterbens geschildert wird. Ein wichtiges Element in diesem Ablauf ist neben Beichte, Absolution, Abendmahlssempfang und Abschied von den Angehörigen das Verhalten des Sterbenden unmittelbar vor seinem Tod, insbesondere sein körperliches Erscheinungsbild. Sehr häufig heißt es, der Verstorbene sei „sanft und selig“ oder „still“ „eingeschlafen“, was auf seine Festigkeit im Glauben schließen lasse. Diese Festigkeit des Sterbenden im Glauben war auch im Blick, wenn man ihn – auch das geht aus vielen Biographien hervor – mit Bibelworten, Liedversen und Gebeten begleitete, ja sogar ihm noch in letzter Minute ein Bekenntnis zu Jesus Christus abverlangte. Kümmel sieht in diesem Phänomen einen Beleg dafür, daß noch in der Frühen Neuzeit das Sterben und nicht so sehr das Leben als entscheidende Bewährungsprobe des Christen verstanden und erlebt wurde: Im Augenblick des Sterbens wurde über den Wert des vorangegangenen Lebens entschieden. Freilich lassen die Leichenpredigten oft recht deutlich erkennen, daß das Sterben der Menschen in der Realität ganz und gar nicht immer dem für christlich gehaltenen Ideal entsprach. Eine interessante Beobachtung macht Kümmel auch im Blick auf die Rolle von Seelsorger und Arzt am Sterbebett: Bestand im frühen 17. Jahrhundert noch ein gewisser Vorrang der geistlichen vor der ärztlichen Hilfe, so verschieben sich die Gewichte bereits in den folgenden Jahrzehnten.

Das zweite Referat „*Sterben nach tradierten Mustern. Leichenpredigten als Quelle für die volkskundliche Brauchforschung*“ (S. 227–247) von *Peter Assion* ergänzt den vorangegangenen Beitrag in ausgezeichneter Weise. Assion beschreibt verschiedene Sterbebräuche der Frühen Neuzeit, soweit sie sich aus den Biographien der Leichenpredigten entnehmen lassen und fragt nach der Herkunft einzelner Handlungen. Das Fazit seiner Untersuchungen lautet, daß es in der Frühen Neuzeit „eine Abfolge immer wiederkehrender, festgelegter Handlungen“ (S. 239) im Zusammenhang mit dem Sterbevorgang gegeben habe und daß durch sie „der Sterbende in einen Erwartungszustand versetzt (wurde), der nur die christlich-trostreiche Sinndeutung seines Lebens und Sterbens zuließ“ (S. 240). Das Ritual hatte also in besonderer Weise die Aufgabe der Sterbehilfe.

Im folgenden Beitrag „*Bezeichnungen für das Sterben und Todesmetaphorik in Leichenpredigten*“ (S. 249–269) fragt *Romana van Hoof* danach, „wie in den Personalien der Leichenpredigten das ‚Aufhören des Lebens‘ sprachlich dargestellt wird“ und „ob sich aus der Wahl der Bezeichnungen und ihrer rhetorischen Anordnung implizierte theologische und didaktische Absichten erkennen lassen“ (S. 251). Die sprachliche Gestalt der den Sterbevorgang beschreibenden Passagen in den Personalien der Leichenpredigten veranlaßt die Verf. zu der Feststellung, hier spiegele sich ein neuzeitliches, spezifisch protestantisches Todesverständnis wider. Dieses zeichne sich insbesondere dadurch aus, daß der Tod als eigenständig handelnde, bedrohliche Macht in den Hintergrund trete und der Akzent auf die unmittelbare Begegnung von Gott und Mensch gelegt werde. Dabei sei in der Regel der Mensch als Handlungsträger vorgestellt, was aus den bevorzugt verwendeten aktivischen Bezeichnungen für das Sterben („abscheiden“, „den Geist aufgeben“, „das Leben beschließen“ u.a.) hervorgehe. Van Hoof stellt fest, daß vor etwa 1660 neben diesem „neuen“ Todesverständnis, wie es in den Personalien zum Ausdruck kommt, in den Predigtteilen noch Reste „traditioneller Darstellungsweisen“ des Todes als bedrohliche Macht zu finden seien, Zeichen dafür, daß das neuzeitliche protestantische Todesverständnis sich nicht ohne weiteres durchsetzen konnte. – An die Verf. ist die Frage zu richten, ob denn wirklich allein die Per-

sonalteile der Leichenpredigten Auskunft über das neuzeitliche protestantische Todesverständnis geben oder ob durch diese Sicht der Dinge die Problematik nicht sehr verkürzt wird. Möglicherweise würde ja eine genauere Analyse der Predigteile und v. a. der Begräbnisliturgien ergeben, daß im 17. Jahrhundert auch die Vorstellung vom Tod als der Grenze menschlichen Lebens für das protestantische Todesverständnis konstitutiv war.

Den Abschluß des Arbeitsbereiches bildet die Diskussionseinlage „Normen gegen die Angst des Sterbens“ von Arthur E. Imhof (S. 271–285). Der Verf. nimmt noch einmal Bezug auf die bereits beobachtete Ritualisierung des Sterbevorganges (vgl. oben zum Referat von P. Assion), stellt diese jedoch nun in einen größeren Zusammenhang von Normen gegen die Angst des Sterbens. Er vermutet, daß stabilisierende Normen – wie etwa das Festhalten an bestimmten Wochentagen für Hochzeiten über Generationen hinweg – als längerfristige Reaktion der Menschen gegen die Lebensbedrohung durch Pest, Mißernten und Krieg in den Jahren 1600 bis 1680 zu verstehen sind. Die oben beschriebenen Sterberituale wären dann nicht mehr nur als unmittelbare Hilfe für den Sterbenden, sondern auch als Stabilisierung der Überlebenden zu begreifen.

Zum Arbeitsbereich „Endphase der Leichenpredigt“ wurde ein Referat mit dem Titel „Das Ende der Leichenpredigt“ von Rudolf Mohr gehalten (S. 293–330). Dieser Beitrag ist predigtgeschichtlich interessant: Bei den meist auf Kosten der Angehörigen gedruckten Leichenpredigten handelt es sich um einen zeitlich begrenzten (ca. 1550–1750), typisch evangelischen Brauch, der seine Wurzeln in der reformatorischen Wertschätzung der Predigt hat. Luther selbst hat bei Begräbnissen gepredigt, und zwar mit dem Ziel, Gott zu loben und die Menschen zu bessern. Dabei war von Anfang an auch der Person des Verstorbenen ein Platz in der Predigt eingeräumt, vorausgesetzt, Gott hatte diesem Menschen in seinem Leben besondere Gnade erwiesen oder der Verstorbene eignete sich dazu, den Hörern als Beispiel des Glaubens vorgestellt zu werden (vgl. Einfältiges Bedenken 1543). Dadurch, daß die Leichenpredigten in der Folgezeit publiziert wurden, erfuhr die Gattung einen Funktionswandel: Leichenpredigten dienten nunmehr zunehmend der Selbstdarstellung von Familien gehobener und höherer Schichten. Das widersprach jedoch nicht unbedingt dem kirchlichen Interesse, da die Predigten durch den Druck jetzt einem breiten Publikum als Erbauungsschriften zugänglich gemacht werden konnten. „Der große Erfolg der Leichenpredigt als Personalschrift . . . erklärt sich aus der gelungenen Synthese von kirchlich-theologischen und gesellschaftlichen Anliegen sowie aus der Dominanz der Erbauungsliteratur auf dem Literaturmarkt jener Zeit“ (S. 295). Es ist deutlich, daß das Ende der gedruckten Leichenpredigt eintreten mußte, als die Synthese von Theologischem und Gesellschaftlichem zerbrach und die Dichtung an die Stelle der Erbauungsliteratur trat, was seinen Grund in einem gegenüber dem Barock gewandelten Lebensgefühl und den neuen philosophischen und theologischen Strömungen des 18. Jahrhunderts hatte. Die Wandlungen im Bereich der Predigtgattung „Leichenpredigt“ werden vom Verf. mit einer Fülle von Beispielen im einzelnen veranschaulicht.

Den Abschluß des vorliegenden Sammelbandes bildet der Arbeitsbereich „Bestandsaufnahmen“, dessen Einzelbeiträge hier nur genannt seien: Adam Skura berichtet über „Trauerschriften vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in der Universitätsbibliothek Wrocław“ (S. 337–345), Katalin Péter gibt eine Einführung zum Thema „Die Leichenpredigt in Ungarn vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Der besondere Quellenwert der deutschen Predigt“ (S. 347–360), und Hans-Joachim Rothe informiert über „Aufbau und Auswertungsmöglichkeiten des Personalschriften- und Leichenpredigtenkatalogs in der Zentralstelle für Genealogie Leipzig“ (S. 361–367).

Erwähnenswert ist noch, daß in dem Bericht über die Ausstellung „Ornamenta mortis“, die anlässlich des Symposions stattfand, eine komplette Leichenpredigt, gehalten zum Begräbnis eines 1683 verunglückten hessischen Pfarrers, abgedruckt ist.

Das Buch ist, wie sein Titel erkennen läßt, vor allem an den Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften und weniger an deren theologischem Gehalt interessiert. Diese Perspektive hat zur methodischen Konsequenz, daß die einzelnen Untersuchungen sich fast ausschließlich auf die Personalien der Leichenpredigten beziehen, wäh-

rend die Predigtteile beinahe völlig unberücksichtigt bleiben. Dennoch sind verschiedene Beiträge, vor allem diejenigen aus dem vierten und fünften Arbeitsbereich, auch für den Theologen von Interesse, da hier die Leichenpredigten als Quelle für die Frömmigkeits- und Predigtgeschichte erschlossen werden.

Bonn

Martin Dutzmann

A. M. Artola, *De la Revelación a la Inspiración*. Los orígenes de la moderna teología católica sobre la Inspiración bíblica (Bilbao 1983). Ed. Universidad de Deusto, Mensajero, Institución San Jerónimo, 260 pp.

En su edición de los escritos inéditos de L. Lessio sobre la S. Escritura (*L. Lessii, De Sacra Scriptura*, Vitoria 1974) ya prometía A. un estudio amplio sobre el pensamiento del ilustre jesuita lovaniese acerca de la inspiración y de su influjo posterior en la teología católica. Casi diez años después se cumple aquella promesa con este libro. En efecto, la presente obra, tras una introducción general que presenta las discusiones acerca de la Escritura hasta el siglo XVI, hace la historia de la controversia lovaniese de este siglo sobre la inspiración (pp. 25–101), ahonda en la teoría inspiracionista de Lessio a la luz de los escritos que el autor publicó en 1974 (pp. 105–178) y analiza las influencias lessianas en los momentos nacientes del criticismo bíblico, sobre todo en las obras del oratoriano Richard Simon (181–228).

La historia de la controversia lovaniese sobre la inspiración es situada correctamente por el autor en el más amplio contexto de las discusiones sobre la libertad humana, que precedieron de poco a la famosa controversia „de auxiliis“. Desde el punto de vista histórico, se subraya el antagonismo existente entre la Universidad Lovaniense, que acababa de pasar por la crisis bayana (Bayo, antiguo canciller de la Universidad, debe retractarse públicamente de sus errores en 1580) y el Colegio de Teología que los PP. Jesuitas abrían en Lovaina el año de 1585. En él iniciaba por aquellos días su docencia el joven profesor jesuita Leonardo Lessio, quien, no sin vehemencia, atacó la doctrina de Bayo. Teológicamente, la discusión sobre la naturaleza de la inspiración se presenta acertadamente como una prolongación de las discusiones salmantinas entre los partidarios de la teoría de la inspiración verbal bañeciana, sostenida por la Universidad, y las posiciones de Melchor Cano, que diferenciaba claramente entre revelación e inspiración de la Escritura. Al lado de este último se alineará Lessio, al comentar en su primer curso la cuestión introductoria al la I Pars de la *Summa Theologica* de Sto. Tomás. En 1582 el punto de partida de la controversia lovaniese lo marcará la censura de la Universidad a 34 proposiciones, sacadas de los apuntes de clase de los alumnos de Lessio; todas ellas referidas al tema de la gracia, excepto las tres primeras que, con cierta desconexión lógica de las siguientes, se referían a la inspiración de la Escritura. La historia de la controversia está narrada con detalle y documentación en el c. I, al que sigue un logrado intento de enmarcar las posiciones de Lessio en el contexto de su reflexión teológica sobre el ser de la Escritura (c. II), concluyendo con una concisa y documentada presentación del protagonista (c. III).

En la segunda parte del libro el autor hace un detallado y claro análisis de la doctrina lessiana sobre la Escritura. Para Lessio lo que constituye el ser de la Escritura no consiste en el hecho de que todas sus palabras estén inspiradas literalmente (p. 107), ni en que todas las frases, contenidos y verdades de ella procedan por inmediata revelación (p. 108), sino en la autoridad divina conferida a la Escritura por el Espíritu Santo (ibid.). Esta autoridad tiene origen en su infalible verdad, participación de la Primera Verdad, que es Dios; es decir, en último término, en la condición esencial de la Escritura como Palabra de Dios (p. 109). Es en este punto, donde Lessio ofrece una visión original. La autoridad divina (razón formal de la Escritura) se comunica de varias maneras: por revelación profética (inspiración profética), por asistencia redaccional infalible (inspiración hagiográfica), por la testificación de inerrancia sobre un libro ya compuesto con anterioridad (testificación autoritativa). En el fondo, se trataría de dos formas de comunicación de autoridad: por composición inspirada y por confirmación inerrante. Es así lógico que, para Lessio, la autoridad de las Escrituras y la de los textos magisteriales de-